Zeitpunkt

AM JAHRESBEGINN

Von den ewigen zu den einmaligen Anfängen

Jedes neue Jahr bringt die Illusion mit sich, dass alles möglich ist, freut sich Anfangseuphoriker Jean-Martin Büttner. Doch kaum hat das Jahr begonnen, ist die Agenda mit den ewig gleichen Terminen vollgestopft. SEITE 23–25

Ein Neustart im Takt der Agenda

Zurück auf Feld 1: Jedes Jahr nehmen wir einen neuen Anlauf für den ewig gleichen Alltag. *Getty*

KALENDER Sie sind trivial und diskret, aber niemand kann auf sie verzichten. Ob in Papierform oder digital: Agenden beherrschen uns. Das tun sie aber erst, seit im 17. Jahrhundert Agenden mit leeren Seiten erschienen, die zur Verplanung der Zeit aufforderten.

Brauchst du noch Papier, oder machst du es schon elektronisch? Die Gretchenfrage unserer Tage zielt auf den Gebrauch des Kalenders ab. Die Antwort scheidet die Menschheit in zwei Lager. Hier die Freunde des analogen Lebens. Sie vertrauen nur ihren fünf Sinnen und vermerken sämtliche Termine in einer Agenda aus handfestem Papier, die übersichtlicher ist als jeder Bonsai-Bildschirm. Den Beginn eines neuen Jahres verbinden sie mit einer Inaugurationszeremonie: Eine neue, jungfräuliche Agenda wird aufgeschlagen. Das ist mit Arbeit verbunden. Zunächst musste man sich das Ding überhaupt erst kaufen, dann gilt es, Geburts- und Jahrestage von Freunden, Verwandten und Bekannten fein säuberlich von Hand einzutragen.

Dem stehen die Anhänger des Digitalen gegenüber. Sie mögen sich schon lange nicht mehr mit parallel geführten Agenden für sich selbst und für die Familie abmühen, sondern verwalten alle ihre Termine auf einer einzigen elektronischen Plattform. Termine duplizieren, korrigieren und streichen sie im Handumdrehen. Der Jahreswechsel braucht sie nicht zu kümmern: Die neue Ära bricht im Organizer automatisch, ja geradezu schleichend an.

Blättern oder wischen?

Die Grenze zwischen den beiden Agenda-Populationen ist allerdings fliessend, zumindest in einer Richtung. In der Regel zwingt die Realität der Arbeitswelt – oder ganz konkret: der Chef – auch die Papieranhänger, ihre Termine elektronisch zu verwalten. Sie leisten sich einfach weiterhin den Luxus, gleichzeitig noch eine physisch greifbare Agenda zu pflegen. Dafür bezahlen sie allerdings einen Preis in Form von endlosem manuellem Synchronisieren zwischen realem und virtuellem Kalendarium. Zudem ziehen sie sich regelmässig Spott zu: «Wie kann man nur!»

Die Auseinandersetzung zwischen Papierblättern und Bildschirmwischen umfasst alle Gesellschaftsschichten, und zuweilen erinnert sie an einen Glaubenskrieg. So gross der formale Unterschied wirken mag, so geringfügig ist aber die inhaltliche Differenz. Den wahren kalendarischen Paradigmenwechsel hat nämlich nicht erst die digitale Elektronik gebracht. Er hat sich vielmehr schon vor 300 Jahren ereignet.

> Alle Ereignisse auf Erden waren früher dank göttlichem Ratschluss von vornherein festgelegt. Es gab also nichts zu planen.

Kalender gibt es schon seit langer Zeit. Doch ursprünglich waren sie ein aufwendiges und entsprechend teures Instrument weltlicher und kirchlicher Führung. Erst mit der Erfindung des Buchdrucks wurden sie zu einem populären Produkt. Ein halbes Jahrtausend umfasst ihre Geschichte mittlerweile. Und an einem bestimmten Punkt kam es zu einem bemerkenswerten Bruch in der Entwicklung.

Die ersten gedruckten Volkskalender in Europa waren bereits gefüllt mit allerlei nützlichen oder kuriosen Informationen. Sie enthielten etwa Hinweise zur Astronomie, zum Wetter, zu den Tagesheiligen oder zu medizinischen Themen. Zum Beispiel konnte man darin erfahren, welche Tage sich für einen Aderlass oder für die Getreideernte eignen. Aber etwas Entscheidendes fehlte ihnen. Es gab keinerlei Leerräume. Jede Seite war eng bedruckt mit Buchstaben, Zahlen und Symbolen.

Weder Freiheit noch Freizeit

Das Weltbild jener Zeit war von der Idee der Vorherbestimmung geprägt. Die uns geläufige Vorstellung von Freiheit existierte damals nicht. Es gab weder wirtschaftliche noch politische Freiheiten, weder freie Rede noch Niederlassungsfreiheit, und vor allen Dingen: Es gab keine Freiheit im Umgang mit der Zeit und folglich auch keine Freizeit. Alle Ereignisse auf Erden waren dank göttlichem Ratschluss von vornherein festgelegt.

In dieser Sicht gab es nichts zu planen. Wer die Bibel studierte und den Lauf der Sterne beobachtete, der wusste, wie der Hase läuft. Ein Ausdruck dieses Denkens ist der hundertjährige Kalender, der in Tat und Wahrheit eigentlich ein siebenjähriger Kalender ist. Entwickelt hat ihn ein Zisterziensermönch Mitte des 17. Jahrhunderts. Abt Mauritius Knauer ging von der Idee aus, die damals bekannten wichtigsten Himmelskörper Mond, Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus und Merkur würden abwechs-

Fortsetzung auf SEITE 25

DER «HINKENDE BOT»

News aus dem Alten Bern

Einer der ältesten nach wie vor bestehenden Volks- und Bauernkalender Europas stammt aus Bern. Der «Hinkende Bot» feiert in diesem Jahr Jubiläum: Seit 200 Jahren wird er vom Publikations- und Druckunternehmen Stämpfli hergestellt.

Der Volksmund nennt den «Hinkenden Bot» auch «Brattig». Der Ausdruck geht auf den Begriff «Praktik» zurück: So nannte man früher die astrologischen Prophezeiungen zum Wetter und zu anderen Naturereignissen.

Wurzeln im 30-jährigen Krieg

Die aktuelle Ausgabe des «Hinkenden Bots» trägt den Vermerk «288. Jahrgang». Doch eigentlich sei das Produkt noch einige Jahre älter, weiss Bruno Benz. Der frühere Korrektor des Stämpfli-Verlags ist seit vielen Jahren als Redaktor für den historischen Kalender tätig. Im Archiv habe sich eine Ausgabe aus dem Jahr 1718 gefunden, daher werde in 2 Jahren bereits wieder gefeiert, nämlich die 300. Ausgabe.

Wahrscheinlich ist der Berner Volkskalender aber noch wesentlich älter. Darauf deuten der Titel und die Vignette auf der Titelseite hin. Diese zeigt im Vordergrund drei schwörende Männer; im Hintergrund sieht man die Stadt Bern vor der Vollendung des Münsterturms. Im Zentrum jedoch steht ein Mann mit einem Holzbein, der sich auf eine Lanze stützt und zu einer Schnecke hinunterblickt.

Die bildliche Darstellung wurzelt in der Zeit um 1648. Nach dem Ende des Dreissigjährigen Krieges kehrten unzählige verletzte Soldaten in ihre Heimat zurück, wo sie sich mit allen möglichen Beschäftigungen über Wasser zu halten versuchten. Manche von ihnen verkündeten gegen kleine Entschädigungen allerlei Neuigkeiten aus der weiten Welt.

Berichte von nah und fern

Die News, die von diesen versehrten und daher buchstäblich hinkenden Boten verbreitet wurden, galten oft als alt und überholt; die Schnecke auf der Vignette unterstreicht dies deutlich. Das spielte in einer Zeit, in der nur eine schmale Schicht lesen und sich Zeitungen leisten konnte, allerdings kaum eine Rolle: Die Bevölkerung brannte begierig auf alle möglichen Mord- und Schauergeschichten – seien sie nun aktuell oder von vorgestern, wahr oder erfunden.

Eine Spur dieses frühneuzeitlichen Journalismus hat sich bis in unsere heutigen Tage erhalten. Der «Hinkende Bot» enthält nämlich neben allerlei unterhaltsamen Episoden, lehrreichen Geschichten und natürlich dem hundertjährigen Kalender (siehe Haupttext) auch eine Chronik der Geschehnisse in Bern, in der Schweiz und in der grossen weiten Welt, die sich während des zurückliegenden Jahres zugetragen haben.

Dinosaurier unter den Kalendern: Der «Hinkende Bot» 2015.

Die «Brattig» ist ein interessanter Zwitter zwischen alten und modernen Kalendern. Sie vereint Elemente aus der Zeit vor dem kalendarischen Paradigmenwechsel und neuzeitliche Kalendereigenschaften: Astronomische Symbole erinnern an die alte Vorstellung eines durchgehend vorbestimmten Laufs der Welt, gleichzeitig steht in bescheidenem Rahmen (eine halbe Zeile pro Tag) Raum für selbstbestimmte eigene Eintragungen zur Verfügung.

Der «Hinkende Bot» erscheint jährlich in einer Auflage von 11 000 Exemplaren. Die Leserschaft ist laut Bruno Benz mehrheitlich älter. Es handle sich um traditionsbewusste Menschen, die mit der «Brattig» aufgewachsen sind. Weitere Käufer seien Leute mit Interesse an astrologischen oder astronomischen Fragen sowie etliche Marktfahrer – wegen der Liste der Schweizer Wochen- und Jahrmärkte.

Altbackene News

Der Volkskalender aus Bern ist übrigens nicht der einzige «Hinkende Bot». Auch im süddeutschen Lahr existiert ein traditionsreicher Kalender mit diesem Namen. In Basel bestand früher ebenfalls ein «Hinkender Bot». Bruno Benz weiss zu berichten, dass die Basler Herausgeber den Bernern verschiedentlich vorwarfen, bei ihnen abzuschreiben. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass die Berner Ausgabe erst recht den aktuellen Geschehnissen hinterherhinkte. Ein früher Beleg für das alte Klischee der langsamen Berner? *ast*

Greater Berne

Zurück zum Anfang

Es gibt Dinge, die verlieren sich in der Wiederholung. Werden zu dumpfen Regelmässigkeiten ohne Anfang. Ich weiss jedenfalls nicht mehr, wann ich das erste Mal «Dinner for One» gesehen habe. Seit Tausenden von Jahren tue ich mir an jedem Silvester diese zähen zehn Minuten an. Klar ist das toll gemacht, Timing und so. Aber wirklich lustig finde ich es seit Jahrhunderten nicht mehr.

Anders diesmal mit Mia (5). «Dinner for One» zum allerersten Mal! Diese Spannung, wenn man nicht weiss, dass der Butler fast jedes Mal über den Tigerkopf stolpern wird. «Die sind alle tot?» – «Ja also die, die nicht am Tisch sitzen. Deshalb muss der Butler für sie mittrinken.» Beim dritten Tigerkopfgestolpere ein Schmunzeln, beim vierten ein Grinsen. «Ist der betrunken?» Nachdem Miss Sophie gespeist und getrunken hat, bin ich erleichtert. Ein Jahr lang Ruhe.

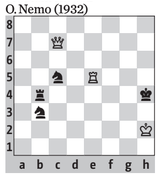
Doch Mia bringt schon die Stühle herbei, bindet sich eine Schürze um. «Papa, du bist die alte Frau, die fast tot ist, ich bin der Mann, der betrunken ist. Der Plüschhase ist der Tiger, und Mama schaut zu.» Und schon befinde ich mich in der Endlosschlaufe «Dinner for One». Mia bringt Essen, stösst mit dem umgedrehten Partyhütchen an, kichert und stolpert. Timing? Miss Sophie würde sich im Grab umdrehen. Aber so lustig wars schon lange nicht mehr.

Maria Künzli (34) schreibt die Kolumne «Greater Berne» abwechselnd mit den Redaktoren Fabian Sommer, Peter Meier und Nina Kobelt.

greaterberne.bernerzeitung.ch

SCHACH

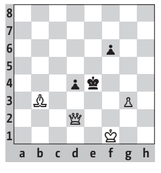
Problem Nr. 801
O. Nemo (1932)



Weiss zieht und setzt in 2 Zügen matt

Fragen an: Thomas Wälti, Berner Zeitung BZ, Schach, Postfach 5434, 3001 Bern;
Fax 031 330 36 31;
E-Mail: thomas.waelti@bernerzeitung.ch
Die Lösung des Problems erscheint in der nächsten Ausgabe.

Lösung Problem Nr. 800



1. Lf7! und Schwarz kann das Matt nicht verhindern. Z.B.: 1. ... Ke5/Kf5 2. Df4 matt; 1. ... d3 2. Df4 matt; 1. ... f5 2. Dé2 matt.

«Jeder Anfang birgt die Illusion einer Veränderung»

ZUM ERSTEN MAL Manche sind einmalig, manche berauschend, einige schrecklich: die unzähligen Anfänge, die das Leben zu bieten hat. Der Basler Journalist Jean-Martin Büttner versucht in seinem aktuellen Buch, ihre Bedeutung zu fassen.

Herr Büttner, gerade stehen Sie vor einem Anfang. Lampenfieber?
Jean-Martin Büttner: Für meine Verhältnisse bin ich sehr entspannt. Wenn ich selber Interviews führe, sterbe ich fast vor Lampenfieber. Auch nach dreissig Jahren als Journalist habe ich Herzklopfen. Und Angst, dass mir nicht die richtigen Anschlussfragen einfallen.
Und jetzt: Keine Angst, dass Ihnen nicht die richtigen Antworten einfallen?
Ich habe mich vor allem gefreut, dass ausnahmsweise ich interviewt werde. Es ist für einen Journalisten ein Luxus, sich für einmal für ein Gespräch nicht vorbereiten zu müssen.
Sie haben sich nicht vorbereitet?
Ich habe mich ein Buch lang vorbereitet. Aber ehrlich gesagt irritiert mich der Einstieg in dieses Interview.
Wieso?
Ich habe nicht erwartet, dass Sie über das Interview selber reden statt über die Inhalte.
Dann kommen wir zu den Inhalten: In Ihrem Buch «Anfänge» schreiben Sie, dass die erste Interviewfrage entscheidend ist. Worauf kommt es an?
Einer berühmten Person sollte man nicht unbedingt das Gefühl vermitteln, man sei ein Stalker, ein detailversessener Irrer im Sinne von: «Auf der Singe-B-Seite von 1958 haben Sie doch…» Man sollte seine Kompetenz zeigen, aber nicht damit prahlen. Selbstverständlich sind auch Allerweltsfragen nicht angezeigt.
Womit sollte man also beginnen?
Mit einer anspruchsvollen oder überraschenden Frage, welche die interviewte Person nicht schon hundertmal gehört hat.
Zum Beispiel?
Ich habe Ron Atkinson alias Mr. Bean als Erstes gesagt, dass ich endlich herausgefunden hätte, was seine Geheimwaffen seien: seine Augenbrauen. Daraufhin zog er sie hoch und meinte: «Really?» Wir mussten beide lachen, das Interview war lanciert. Der gute Anfang eines Interviews ergibt sich aus der Kombination von Intuition, Wissen und Neugierde.
Ihr Buch beginnen Sie mit einem Zitat von Kurt Tucholsky: «Ich komme zum Schluss». Weshalb ein Zitat?
Weil ich gemerkt habe, dass ich mich in meinem ersten Buch hinter einem Satz verstecken muss, gerade weil der Anfang so wichtig ist.
Weshalb lieben Sie Anfänge so sehr?
Weil ich mit jedem Anfang der Illusion einer Veränderung erliegen kann.
Anfänge sind aber meist mit Unsicherheit und Stress verbunden.
Natürlich kann ein Anfang schwierig, enttäuschend oder belastend sein. Aber ich bleibe ein Anfangsenthusiast. Wenn ich zum Beispiel an Konzerte von Aerosmith im Hallenstadion oder von Radiohead in Montreux denke, die mich vom ersten Ton an einnahmen, war das ein berauschendes Erlebnis.
Der 1. Januar ist Ihr Lieblingstag. Ein Tag, an dem man spät und verkatert aufsteht und in erster Linie darauf wartet, dass er vorbeigeht.
Wenn Sie das so sehen… Ich liebe den 1. Januar, weil alles möglich ist. Es ein Ritual, eine künstliche Zäsur…

Liebt Vorsätze, hasst das tägliche Aufstehen: Jean-Martin Büttner. *zvg*

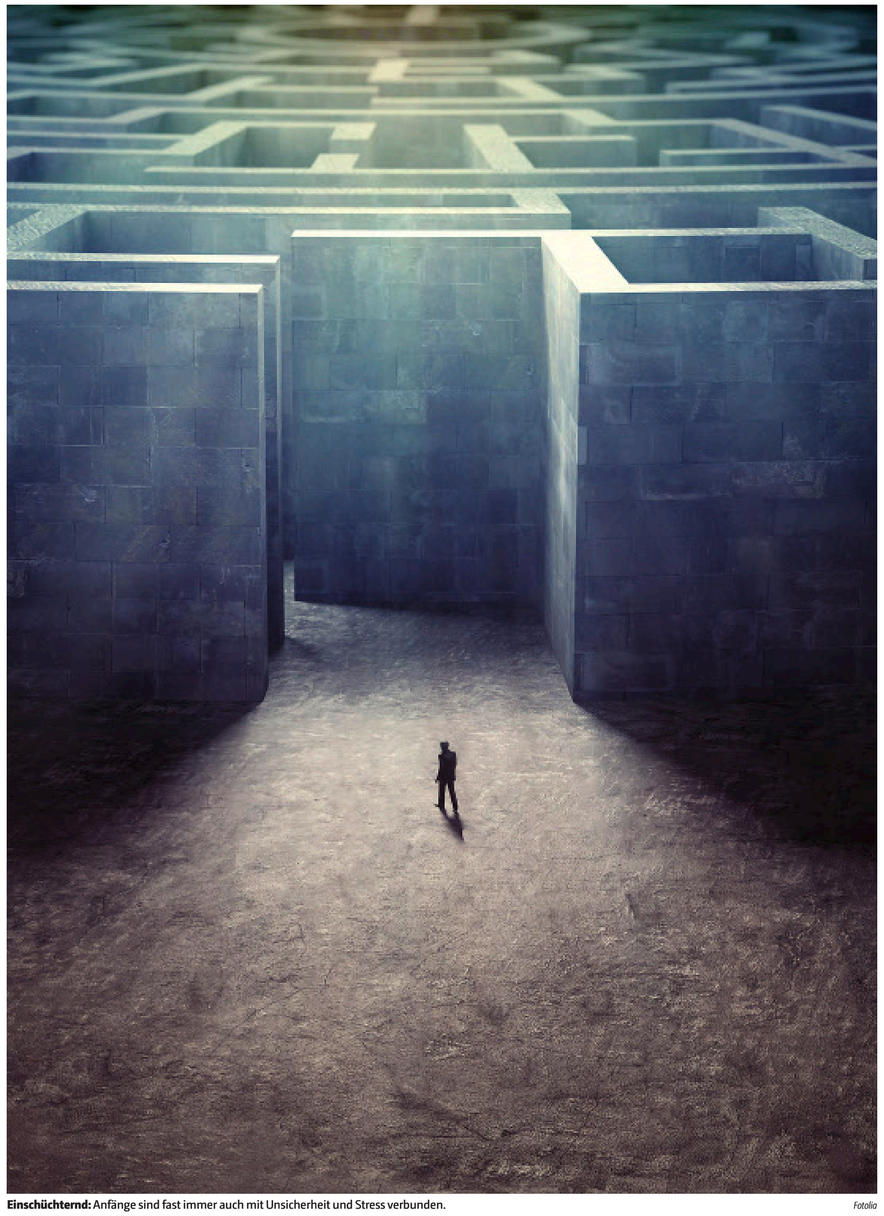
AUSZUG AUS «ANFÄNGE»

Aus dem Bett: Der tägliche Aufstand

«Weil sich kein Mensch an das Geborenwerden erinnern kann, hat die Gesellschaft die tägliche Geburt eingeführt. Das Aufstehen als solches lässt sich auch bei Naturvölkern beobachten, erfolgt unabhängig von der Glaubensrichtung und wird, wie diverse Höhlenmalereien belegen, seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte vollzogen.

Der Vorgang erzwingt die morgendliche Trennung von Bett, Wärme, Schlaf und allem anderen, was schön darin ist. Was folgt, ist ein Überleben auf zwei Beinen mit dem Fernziel, endlich wieder bei Duvet und Matratze einzukehren. Man sollte gegen das Aufstehen den Aufstand wagen. Und liegen bleiben.»

Das Buch: «Anfänge. Und so weiter» von Jean-Martin Büttner. 168 Seiten, Echtzeit-Verlag, 32 Franken. www.echtzeit.ch



Einschüchternd: Anfänge sind fast immer auch mit Unsicherheit und Stress verbunden. *Fotolia*

…und deshalb verändert sich mit dem Jahresanfang meist auch nichts.
Nein, aber man kann den Jahresanfang mit Bedeutung aufladen und Vorsätze fassen, dieses oder jenes besser oder neu zu machen. Das ist doch sehr hoffnungsvoll.
Fassen Sie jedes Jahr Vorsätze?
Ja. Aber ich halte sie nie ein. Es geht mir vielmehr um die Vorstellung, dass es nicht immer gleich weitergeht, dass ich immer wieder von vorne anfangen könnte. Ein Vorsatz symbolisiert für mich das Gefühl, handeln zu können.
Im Buch zitieren Sie den US-Schriftsteller John Irving mit den Worten «Man wächst nur dann, wenn man etwas beendet und etwas anderes anfängt». Das widerspricht im Grunde unserem Bedürfnis nach Kontinuität und Stabilität im Leben.

> «Wenn ich selber Interviews führe, sterbe ich am Anfang fast vor Lampenfieber.»
>
> *Jean-Martin Büttner*

Aber dieses Bedürfnis birgt auch die Gefahr der Routine, gerade wenn ich an unseren Beruf denke. Ich finde es toll, als Reporter am Morgen nicht zu wissen, was ich am Abend Neues erfahren haben werde. Es ist die grosse Unbekannte, die mich an dieser Arbeit reizt.
Muss man denn wirklich erst etwas beenden, um zu wachsen?
Genau das hat mir bei Irving gefallen. Das Gefühl, sich zu verändern oder weiterzukommen, braucht eine Zäsur. Man muss in eine neue Stadt umziehen, um etwas anderes zu beginnen. Man muss das Studium beenden, um ein Arbeitsleben anzufangen. Man muss sich erst von etwas verabschieden, um sich auf etwas anderes einlassen zu können.
Woran sind Sie gewachsen?
Ich habe zum Beispiel als Bundeshauskorrespondent enorm viel gelernt. Am Anfang musste ich über so schwierige Themen wie die Neat berichten, von denen ich keine Ahnung hatte.
Und neben dem Job?
Ich mache keine Trennung zwischen dem Beruf und meinem Leben. Aber ich rede nicht gerne öffentlich über mich als Privatperson, dafür finde ich mich zu uninteressant.
Aber Sie sind ja nicht nur Journalist.
Klar. Wie andere auch bin ich an Konflikten, an Beziehungen, Freundschaften und Fehlern gewachsen. Aber reden wir nicht über mich…
Welches erste Mal wird überschätzt?
Gute Frage… Mir fällt keines ein.
Welches war ein prägender Anfang in Ihrem Leben?
Mein erster Albtraum, den ich etwa mit fünf hatte und an den ich mich heute noch erinnern kann. Ich war eine blaue Murmel in der schwarzen Unendlichkeit, und aus allen Richtungen flogen andere Murmeln auf mich zu. Ich wusste, dass ich alleine war und es keine Rettung gab. Es war eine existenzielle Erfahrung des Ausgeliefertseins, ein Gefühl der kompletten Schutzlosigkeit. Aber es gab auch schöne Anfänge, die mich prägten. Meinen ersten Artikel zum Beispiel. Von da an wusste ich, dass ich Journalist werden wollte.
War das kein lang gehegter Berufswunsch?
Nein, mir war davor nicht bewusst, dass ich schreiben kann. Mein erster Artikel, ganze dreissig Zeilen, kam übrigens zustande, weil ich einen erbosten Leserbrief an eine kleine Musikzeitschrift geschrieben hatte. Der Chefredaktor rief zurück und sagte: «Mach es besser.» Das habe ich dann probiert.

> «Ich liebe den 1. Januar, weil alles möglich ist… Ein Vorsatz symbolisiert für mich das Gefühl, handeln zu können.»
>
> *Jean-Martin Büttner*

Sie sparen im Buch einen grossen Bereich der Anfänge aus.
Welchen denn?
Die Gefühls- und Beziehungsebene. Der erste Sex, die erste Liebe, wenn man zum ersten Mal der Frau seiner Kinder begegnet…
Das stimmt. Das war mir wieder zu persönlich.
Sie hätten ja auch, wie Sie dies in einigen Texten tun, verallgemeinern können.
Ich habe es mir überlegt. Aber dann fand ich, dass ich diesem von allen Seiten bereits beleuchteten Thema nichts Neues hinzuzufügen habe. Der Film «When Harry Met Sally» hat die Erstbegegnung von Paaren doch wunderbar gezeigt.
Sie erwähnen im Buch, dass erste Eindrücke zwar justiert, aber selten revidiert werden. Was spielt sich im Kopf genau ab?
Es ist eine evolutionäre Leistung. Um zu überleben, muss der Mensch blitzschnell einschätzen können, ob jemand oder eine Situation gefährlich sein könnte. Deshalb entwickelt man innerhalb der ersten drei Sekunden Sympathien und Antipathien gegenüber anderen, aufgrund von Äusserlichkeiten, des Verhaltens, der Stimme und der Körpersprache.
Andere Anfänge wiederum nehmen wir kaum wahr. Zum Beispiel das Altern.
Genau. Ich war 49, als mir ein Arzt sagte, ich sei jetzt auf dem Heimweg. Weil ich weniger Leben vor mir habe als hinter mir. Damals fand ich das eine tröstliche Beschreibung. Aber jetzt, mit 55, habe ich tatsächlich das Gefühl, dass es abwärtsgeht – und es gibt bekanntlich kein Happy End. Hingegen wird im Alter alles Schöne wertvoller.
Alles Schöne?
Beziehungen, Sexualität, Freundschaft, Reisen, Musik, Natur… Man freut sich mehr über weniger.
Anfänge lieben Sie. Wie stehen Sie zu den Enden?
Schlecht. Enden sind traurig, enttäuschend, bedrohlich.
Genauso können auch Anfänge sein.
Kommt darauf an, was man draus macht. *Interview: Lucie Machac*

lucie.machac@bernerzeitung.ch

Jean-Martin Büttner (55) fing 1990 als Redaktor beim Zürcher «Tages-Anzeiger» an, zuerst im Ressort Inland, dann in der Kultur. Später war er Korrespondent in Genf, bis 2004 Bundeshauskorrespondent. Heute ist er Reporter und lebt in Zürich.

Fortsetzung von **SEITE 23**

Ein Neustart im Takt der Agenda

lungsweise jeweils ein Jahr lang das Wetter bestimmen, weshalb sich das Wetter in fixem Turnus alle sieben Jahre wiederhole. So steht denn das Jahr 2015 im Zeichen des Jupiters. Das bedeutet etwa, dass nach Knauers ewiger Wetterprognose vom 21. bis 23. März grosse Kälte herrscht, am 1. Juni die Sonne scheint und am 14. August Nachtfrost eintritt.

Von Vor- zu Selbstbestimmung

Fast zur gleichen Zeit wie der hundertjährige Kalender hielten jedoch erstmals auch leere Zeilen in den Kalendern Einzug. Mit ihnen entstand Raum für individuelle Eintragungen. Was für uns heute als Selbstverständlichkeit erscheint, stellte damals eine Innovation dar, die der deutsche Historiker Achim Landwehr als revolutionär einstuft. In seiner Studie «Geburt der Gegenwart» beschreibt er das Wesen dieses epochalen Wandels.

Nur wer Platz in der Agenda hat, kann Termine notieren, Ereignisse vermerken und Treffen festhalten. Durch die gestalterische Neuheit wurde es möglich, die Gegenwart und die nähere Zukunft aktiv zu gestalten. Mehr noch: Die leeren Zeilen luden förmlich dazu ein, die Zeit bewusst zu nutzen. Damit war unterschwellig, aber zwangsläufig auch die Forderung nach einer vorausschauenden Organisation des Lebens verbunden.

Was war zuerst da – Huhn oder Ei? Entfesselten die freien Felder in den Kalendern des Barockzeitalters eine neue Zeitautonomie, oder löste der Imperativ eines mündigen Umgangs mit der Zeit eine kalendarische Neugestaltung aus? Die Frage ist müssig. Das anbrechende Zeitalter der Aufklärung setzte neue Massstäbe in allen möglichen Lebensbereichen, die einander gegenseitig verstärkten. Deren Verwirklichung erfolgte nicht ohne Schmerzen und Konflikte. Die ersten Nutzer der neuen Kalender hatten Mühe, die weissen Seiten auch nur halbwegs sinnvoll zu nutzen. Freie Termine mögen den meisten heute als herrliches Privileg erscheinen. Sie können aber auch Stress bewirken. Arbeitslose und Rentner wissen davon ein Lied zu singen.

> Die ersten Nutzer der neuen Kalender hatten Mühe, die weissen Seiten auch nur halbwegs sinnvoll zu nutzen.

Effizienter Umgang mit Zeit

Die neuartig gestalteten Kalender des 17. Jahrhunderts führten in direkter Linie zu Fragen, die ziemlich modern anmuten: Wie fülle ich meine Tage sinnvoll aus? Wie gestalte ich meinen Alltag, ohne unnütz Zeit zu verplempern? Wie bringe ich unterschiedliche Bedürfnisse und Aktivitäten aneinander vorbei? Mit dem gewandelten Zeitbewusstsein brach eine neue Ära an, folgert Achim Landwehr: Es schlug die Stunde selbstbestimmter Gestaltung der Gegenwart, des autonomen Lebens.

Heute indessen fragt man sich: Was haben uns die leeren Kalenderseiten bis heute gebracht? Während wir von einer Sitzung zur nächsten eilen, kleistern uns die lieben Kollegen selbst die letzten Leerräume in der Agenda gnadenlos mit Terminanfragen zu. Ja klar, wir müssen noch unsere Zustimmung abgeben, ehe all diese Besprechungen, Kundenmeetings und Teamsitzungen definitiv in den Kalender eingetragen werden. Theoretisch können wir natürlich ablehnen. Aber letztlich sitzen wir am kürzeren Hebel. Wir sind Sklaven des Kalenders geworden.

Andreas Staeger

zeitpunkt@bernerzeitung.ch

An den eigenen Anfang kann sich leider – oder zum Glück – keiner erinnern. *Getty*

ANZEIGE